

Bitte nicht so viel Druck!

Zählen, schreiben, lesen: Schon in der Kita haben Eltern Ansprüche an ihr Kind und die Konkurrenz ist spürbar. Doch was, wenn das Kind diesen Erwartungen nicht entspricht? Das kann dem Selbstbild schaden, sagt unser Autor – und fordert, dass Kinder selbst darüber entscheiden, was sie lernen.

LOTHAR KLEIN



Ich kann noch nicht schreiben“, sagt die fünfeinhalbjährige Emilia zu ihrer Mutter. Emilias Mutter hatte sie gefragt, ob sie nicht ihren Namen auf eine Postkarte an die Großeltern setzen möchte. Emilias Mutter wundert sich. Schon ein Jahr zuvor hatte Emilia mit Kreide Buchstaben und Wörter, die sie sich hatte vorschreiben lassen, auf den Steinen der Terrasse nachgeschrieben. Und ihren eigenen Namen kann sie eigentlich auch schon lange selbst schreiben. Sie kennt auch die Buchstaben, die er enthält. „Das ‚M‘ und das ‚A‘ hat auch die Oma“, sagt sie oft. „Und Emma hat sogar zwei ‚Ms‘ und das ‚E‘ und das ‚A‘ von mir. Die ist fast wie ich.“ Emma ist ihre beste Freundin. Weshalb meint sie nun, ihren Namen nicht mehr schreiben zu können?

So schreibt man das D

Emilias Eltern leben seit knapp zwei Jahren getrennt. Emilias Vater liebt seine Tochter und möchte ihr viele Entwicklungsmöglichkeiten öffnen. Emilia ist jede Woche dreieinhalb Tage bei ihm und die andere Hälfte der Woche bei ihrer Mutter. Der Vater hat in seiner Wohnung eine große Schreibtischplatte. Dort lernt Emilia mit ihrem Vater einen Buchstaben nach dem anderen. Wenn es ihr nicht gelingt oder sie die Buchstaben vertauscht, rutscht ihrem Vater schon einmal ein „Nein, guck mal, so schreibt man das D“ heraus. Er sagt das freundlich, manchmal aber, das gibt er zu, kann es auch ungeduldig klingen. Erst seit Emilia diese Übungen mit ihrem Vater macht, finden Emilias Eltern in einem Gespräch mit ihrer Erzieherin heraus, glaubt sie, nicht schreiben zu können.

Was ist da passiert? Emilia spürt, dass sie den Erwartungen ihres Vaters nicht entspricht. Sie möchte ihren Vater aber gerne zufriedenstellen. Eigentlich ist es nicht schlimm, den Erwartungen anderer nicht zu

entsprechen. Wir alle können es durchaus nicht jedem recht machen. Weil Emilia aber erst fünf Jahre alt ist und noch nicht zwischen Handeln und Person unterscheiden kann, spürt sie diese darin enthaltene Kritik am falschen „D“ als Kritik an ihrer ganzen Person und als persönliches Versagen. Sie fühlt sich nun selbst falsch und ist sich nicht mehr sicher, ob ihr Vater sie weiter liebt oder ob er seine Liebe in Zukunft an Bedingungen knüpft wie das Schreiben-Können. Bedingungen also, die sie glaubt, nicht

erfüllen zu können. Sie lehnt das Schreiben nun auch bei ihrer Mutter ab, weil sie nicht noch einmal eine solche schmerzhaft Situation erleben möchte. Und weil es erträglicher ist, selbst zu handeln, als ohnmächtig der Kritik anderer ausgesetzt zu sein, erklärt sie der Mutter lieber gleich, sie könne ihren Namen nicht schreiben. Dass sie das bisher durchaus konnte, glaubt sie nun selbst nicht mehr. Sie weiß ja nun von ihrem Vater, wie man „richtig“ schreibt.

Kritik und Belehrung verletzen ebenso wie Moral, schreibt die Familientherapeutin Nicole Wilhelm. „Wenn Kinder das öfter hören, kommt es zu einer Konditionierung: Der Schmerz, den sie empfinden in dem Moment, in dem sie kritisiert werden, wird verknüpft mit ihrem Handeln. Und wenn Kinder dann handeln, brauchen sie noch nicht mal mehr kritisiert zu werden, um Schmerz zu empfinden, sondern sie schämen sich, fühlen sich dumm, nicht willkommen, verkehrt – und damit wertlos für ihre Eltern.“ Kinder fühlen sich fast immer als Person abgelehnt, wenn sie kritisiert werden, so wie es uns Erwachsenen auch noch zuweilen geht. Kritik („Sieh mal, das ‚D‘ schreibt man so“), schreibt Nicole Wilhelm, bedeutet: „Ich bin verkehrt.“ Belehrung („Das müsstest du doch langsam wissen!“) heißt: „Ich bin dumm.“ Moral („Dabei habe ich mir so eine Mühe gegeben,

es dir zu zeigen.“) bedeutet: „Ich bin böse, ich bin ein schlechter Mensch.“

Alle Erwachsenen machen sich innere Bilder davon, wie die Kinder, mit denen sie zu tun haben, sein sollten. Bei Eltern ist dieser Mechanismus besonders ausgeprägt. Kinder sollen, so die Erwartung mancher Eltern, vieles von dem erfüllen, was ihnen selbst vorenthalten wurde. Andere träumen davon, dass ihre Kinder gerade das fortsetzen, was sie begonnen haben. Auch aus Liebe erwachsen Erwartungen: „Mein Kind soll eine gesicherte Zukunft haben, deshalb braucht es eine gute Bildung.“ Und schließlich geht es Erwachsenen häufig auch um die eigene Bestätigung, die sich daraus ergibt, was am Ende aus den Kindern geworden ist. Sie glauben, das hinge allein von ihnen ab. Und dann gibt es da noch die gesellschaftlichen Erwartungen. Sie sind in Bildungsplänen formuliert und entspringen unter anderem handfesten wirtschaftlichen Interessen, wie es der Kinderarzt Herbert Renz-Polster in seinem Buch „Die Kindheit ist unantastbar“ überzeugend darstellt. Kinder haben es also mit einer Vielzahl von Erwartungen zu tun, die an sie und ihre Entwicklung gerichtet sind, ungleich mehr als jeder Erwachsene. Sie sind sozusagen umgeben von Erwartungen.

Kinder sind Kinder

In all diesen Erwartungen steckt, dass Erwachsene mit dem wirklichen Kind vor ihnen nicht zufrieden sind. Sie wünschen es sich anders. Man mag das als gerechtfertigt oder sogar notwendig erachten. Kinder sind Kinder und somit vor allem Lernende und sich Entwickelnde. Und Erwachsene haben die Verantwortung, dafür zu sorgen, dass Kinder dies können. Unsere moderne Vorstellung vom Kind erkennt Kindern andererseits Würde, Integrität, sinngebendes Verhalten und einen eigenen Willen zu. Wir sprechen heute von einer Subjekt-Subjekt-Beziehung und lehnen die Vorstellung von

Kinder wollen Erwartungen erfüllen – und nehmen Kritik sehr persönlich.

Kindern als bloße Objekte unserer Bemühungen ab. Streben wir aber Gleichwürdigkeit in der Beziehung an und nehmen den Willen von Kindern ernst, müssen wir auch akzeptieren, dass wir nicht das Recht haben vorzugeben, wie ein Kind sein und was es lernen soll. Wenn wir uns vorstellen, wie es uns als Erwachsenen ginge, würde von uns ständig verlangt, wir sollten uns ändern, wird schnell klar, was Gleichwürdigkeit bedeutet – nämlich, dass wir tatsächlich respektieren, wie Kinder sind. Weil sich Menschen aber nicht von heute auf morgen verändern, sind Kinder noch immer einer unglaublich großen Anzahl von Veränderungswünschen ausgesetzt. Die Vorstellung, dass Kinder selbst darüber entscheiden sollen, was sie lernen oder nicht, ist noch nicht sehr verbreitet.

Wenn Emilias Vater während seinen Bemühungen etwas von Emilias Trauer, nicht zu genügen, spürt, schickt er gerne ein „Das ist doch nicht so schlimm“ hinterher. Emilia hört das aber nicht und glaubt es auch nicht. Es ist in der Tat schlimm für sie. Es ist schlimm, weil sie sich altersbedingt als ganze Person abgelehnt fühlt. Das kann sich nachhaltig auf ihr Selbstbild und, weil sie gleichzeitig existenziell abhängig ist von der Liebe ihrer Eltern, auch auf ihr Sicherheitsgefühl auswirken.

Tröstende Worte helfen nicht

Wenn Emilias Vater versucht, sie zu beruhigen und ihr gut zuzureden, spürt Emilia, dass etwas nicht stimmt. Emilias Vater ist trotz seiner tröstenden Worte weiterhin unzufrieden. Er möchte immer noch, dass seine Tochter schon jetzt perfekt schreiben lernt. Das ist an seinem Gesichtsausdruck, an seiner Mimik, Gestik, seiner Körpersprache und dem Tonfall seiner Worte abzulesen. Es verunsichert ein Kind aber, wenn Erwachsene mit Worten das eine sagen, während alle anderen Signale etwas anderes erzählen. Der fünfjährigen Emilia fällt es ziemlich

schwer, diese widersprüchlichen Signale zu deuten. Sie spürt die Unstimmigkeiten und sucht die Schuld bei sich.

Bedingungslose Liebe

Der Vater wäre authentisch, wenn er sagen würde: „Ich würde mich sehr freuen, wenn du bald selbst in Erwachsenenschrift schreiben könntest und würde dir gerne dabei helfen, das zu lernen. Ich mache das aber nur, wenn du das willst. Du musst mir also gleich sagen, wenn ich etwas mache, was du nicht willst. Und wenn du gar keine Lust dazu hast, ist das auch in Ordnung. Ich liebe dich auf jeden Fall!“ Emilia bliebe Subjekt, sie wüsste, ihr Wille würde wahrgenommen und respektiert und egal, was passiert, sie würde weiterhin ohne Bedingung geliebt. Darüber hinaus würde sie etwas über ihren Vater und seine Wünsche erfahren.

Würde Emilias Vater sich so verhalten, müsste sich Emilia innerlich auch nicht mehr damit beschäftigen, weshalb ihr Vater unzufrieden ist mit ihr. Sie könnte dann einfach mitteilen, wie sie sich selbst erlebt und sagen: „Ich kann aber meinen Namen schon schreiben. Ok, Papa, das ‚D‘ lernen wir noch. Danach machen wir aber eine Pause.“ Und vielleicht würde ihr Vater sich sogar davon beeinflussen lassen und mit Emilia zusammen in Zukunft statt der nackten Buchstaben all die anderen Namen schreiben, die ihr wichtig sind. Beide kämen in echten Kontakt.

Stattdessen ist Emilias Vater aber innerlich damit beschäftigt, wie er sie mit Freundlichkeit, gutem Zureden, sehr viel Lob, kleinen Belohnungen wie Smileys, Süßigkeiten oder einer Liste der schon richtigen Buchstaben dazu motivieren kann, dass sie tut, was er möchte. Auch im Kitalltag findet sich dieses beschönigende und manipulierende Vorgehen, etwa wenn Kinder spielerisch an etwas herangeführt werden. Ein besonderes Negativbeispiel dieser Art ist in meinen Augen das Programm „Zahlenland“.

Auch sonst gibt es im Kita-Alltag Entsprechungen. Da ist zum Beispiel der vierjährige Elias. Den gut ausgestatteten Kreativbereich seiner Kita lässt Elias stets links liegen. Seine sehr engagierte Erzieherin möchte Elias, besonders, weil er ein Junge ist, gerne dafür begeistern. All ihre Versuche scheitern jedoch kläglich. Elias malt einfach nicht gerne. Viel lieber tobt er durch die Einrichtung oder spielt im Baubereich. In einem Elterngespräch schildert die Erzieherin Elias' Eltern ihr Problem. Die werden sofort hellhörig. Sie befürchten, so erzählen sie, dass Elias später Probleme mit dem Schreibenlernen haben könnte, wenn er vorher nie einen Stift in die Hand nimmt. Dann berichten sie, dass sie ihm bereits selbst teure Stifte gekauft und ihn immer wieder ermutigt hätten, mit ihnen zum Beispiel ein Bild für die Oma zu malen, die bald Geburtstag hat. Manchmal, so sagen sie, wird er dann richtig aggressiv und entzieht sich der Situation, indem er in sein Zimmer rennt.

Kooperieren oder zu sich stehen?

Elias hat in der Kita und zu Hause dasselbe Problem. Er ist ein Kind mit großer Bewegungsfreude und inzwischen enormer Körpergeschicklichkeit. Wenn er rennt und tobt, erfährt er in hohem Maße Selbstwirksamkeit. Das kann er, darin ist er gut, das möchte er tun. Malen hingegen macht ihm keine Freude. Er kann zwar etwas hinkritzeln, wenn es von ihm verlangt wird, aber er hat keinerlei Antrieb, seine Fähigkeiten in diesem Bereich zu verbessern. Weil aber alle Erwachsenen um ihn herum genau dies erwarten und es deshalb ständig zum Thema machen, gerät er in einen inneren Konflikt.

Für das, was er gut kann, erfährt er keine anerkennende Rückmeldung. Im Gegenteil, es wird sogar noch reglementiert. Stattdessen soll er etwas tun, was er nicht will und auch nicht gut kann. Was soll er tun? Kooperieren oder zu sich stehen, auch entgegen den Erwartungen, die an ihn gerichtet sind? Noch sind bei



Wie viele Gummibärchen sind im Glas? Viele Eltern wünschen sich, dass ihre Kinder schon in der Kita rechnen können. Statt mit Erwartungen Druck aufzubauen, sollte das Kind in der Kita lieber selbst entscheiden dürfen, was es wann lernen möchte.

Elias beide Seiten, der Schutz der eigenen Integrität und das Bedürfnis nach Kooperation, einigermaßen ausgependelt. Noch ist er in der Lage, seinen Willen zu zeigen. Das macht er, indem er aggressiv reagiert oder sich den zu hohen Anforderungen entzieht, indem er geht. Schlimm wäre es, wenn er seine Integrität der Kooperation zuliebe aufgäbe, indem er dem Drängen der Erwachsenen nachgibt. Seine Eltern und seine Kita bewerten das anders. Sie halten an ihren Erwartungen fest. Gut möglich, dass Elias' Selbstbild so Schaden nimmt, wenn er irgendwann aufgibt. Oder, sofern er es nicht tut, in den Augen der Erwachsenen zum Problemkind wird.

Was unterm Strich bleibt, ist dies: Es ist überhaupt nicht falsch, Erwartungen an Kinder zu haben und diese

auch an sie zu richten. Das tun Erwachsene untereinander auch. Es gilt dabei aber die Regel: Kindern muss explizit erlaubt werden, unsere Erwartungen nicht zu erfüllen. Ihr Wille muss ernst genommen, ja sie müssen sogar darin bestärkt werden: „Ich möchte das gerne. Du tust aber gut daran, selbst zu entscheiden, ob du das tun möchtest oder nicht. Und auch, wenn du es nicht tust, bist du in Ordnung.“

In Gesprächen mit Eltern sollten wir aufhören, Entwicklung von Kindern zu kategorisieren und zu bewerten. Auch nicht positiv, denn darin steckt ebenfalls immer das Gegenteil. Viel wichtiger ist es, dem Kind gerecht zu werden, indem Erzieherinnen und Erzieher ausschließlich beschreiben, was das Kind in der Kita tut, und vor allem

auch, was es tun will. Wir sollten überhaupt aufhören, solche Gespräche „Entwicklungsgespräche“ zu nennen. Gespräche unter diesem Motto laufen unweigerlich auf ein Vergleichen zwischen Können und Nicht-Können hinaus und nehmen ausschließlich die Perspektive von Erwachsenen ein. Vielleicht wäre ein besserer Titel: „Was Ihr Kind bei uns macht“-Gespräch oder ganz unverfänglich „Jahresgespräch“.

Teams empfehle ich, sich mit den Büchern des Schweizer Kinderarztes Remo Largo zu befassen. (Ein Buch von Remo Largo stellt Ihnen unser Autor Herbert Vogt auf Seite 40 genauer vor.) Largo hat in jahrzehntelanger Forschung sehr konkret nachgewiesen, dass Kinder in ihrer Entwicklung vor allem eines sind: unterschiedlich. ◀